

# Über den freien Willen: Predigt zu Inst. 2.5

Lesung: Lukas 10,25-37

*Da stand ein Gesetzeslehrer auf und sagte, um Jesus auf die Probe zu stellen: Meister, was muss ich tun, damit ich ewiges Leben erbe? Er sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du da? Der antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit all deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst. Er sagte zu ihm: Recht hast du; tu das, und du wirst leben. Der aber wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?*

*Jesus gab zur Antwort: Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus, schlugen ihn nieder, machten sich davon und liessen ihn halbtot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab, sah ihn und ging vorüber. Auch ein Levit, der an den Ort kam, sah ihn und ging vorüber. Ein Samaritaner aber, der unterwegs war, kam vorbei, sah ihn und fühlte Mitleid. Und er ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm. Dann hob er ihn auf sein Reittier und brachte ihn in ein Wirtshaus und sorgte für ihn. Am andern Morgen zog er zwei Denare hervor und gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn! Und was du darüber hinaus aufwendest, werde ich dir erstatten, wenn ich wieder vorbeikomme.*

*Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden? Der Gesetzeslehrer sagte: Derjenige, der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat. Da sagte Jesus zu ihm: Geh auch du uns handle ebenso.*

## Predigt:

Wenn ich sonst über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nachdenke, dann immer mit einem ethischen Interesse. Ich frage mich zum Beispiel, was wohl in einem Priester oder einem Synagogendiener vorgeht, wenn sie an einem Verletzten, der am Wegrand liegt, vorbeigehen. Was denken sie, die doch schon von Berufs wegen gut sein müssen, warum handeln sie so. Ich fühle mich dann an Situationen erinnert, in denen ich selbst weggeschaut habe, wenn jemand in meiner Nähe offensichtlich Hilfe gebraucht hätte. Ich erinnere mich an einen jungen Bekannten, der einmal Fahrerflucht begangen hat. Umso leuchtender steht daneben für mich der Mann aus Samaria, der Samariter eben. Ein Mensch, der das Herz am rechten Fleck hat und spontan hilft, ohne Bedenken. Er, der ja nicht zufällig als einer anderen Religion zugehörig beschrieben wird, als der Verletzte, ist für mich ein Vorbild im ethischen Sinne. So meint es Jesus mit uns Menschen, dass wir ohne Ansehen der Person einander helfen, auch wenn wir einander gänzlich fremd oder unheimlich sind. Ich lese also das Gleichnis von der Frage des Lehrers her: Wer ist eigentlich mein Nächster? Bezogen auf das Thema Gerechtigkeit, das durch die Aktion Brot für alle angesagt ist, könnte ich das Gleichnis auch lesen als Beispiel für die Halbherzigkeit, mit der reiche Industrienationen bisher die Klimafragen angegangen sind, die die ganze Menschheit belasten. Wie wenig die Hilfe, die reiche Bevölkerungen zu leisten bereit sind, mit dem wachsenden Elend und Hunger Schritt zu halten vermag. Wie man sich suchend umschaute: Wo mag da am Horizont ein barmherziger Samariter auftauchen, der sich nicht zu schade ist, alles, was er hat, für die Rettung des Zerschlagenen einzusetzen?

Als Abschluss seines 5. Kapitels über die Unfreiheit des menschlichen Willens findet Johannes Calvin einen völlig anderen Zugang zur Deutung dieses Gleichnisses. Wie die Menschen im 16. Jahrhundert es gemacht haben, so versteht auch er das Gleichnis allegorisch, d.h. als Sinnbild für den seelisch-geistigen Zustand des Menschen vor Gott. Calvin liest das Gleichnis von der anderen Frage des Lehrers her: Was muss ich tun, damit ich ewiges Leben erbe? Und richtet sein Augenmerk deshalb auf den Verletzten in der Geschichte, der da laut Lukas halb tot am Boden liegt. Dieses halb-tot-sein widerspiegelt für den Genfer Reformator die Befindlichkeit des natürlichen Menschen: Er ist unter der Übermacht der Sünde und der Verderbtheit zusammengebrochen, er ist sozusagen unter die Räuber geraten, unter die gottfernen Gedanken und Begierden, die ihn ganz nach unten ziehen, bis ihm keine Kraft mehr zum Guten bleibt und kein Wille, sich aufzurichten und auf den rechten Weg zu kommen. So liegt der Mensch vor Gott halb tot da... in den Worten Calvins selber:

*„Der Menschegeist ist von Gottes Gerechtigkeit so vollständig abgekommen, dass all sein Wollen, Begehren und Tun nur gottlos, verrucht, befleckt, unrein und lästerlich ist; sein Herz ist dermassen vom Gift der Sünde durchdrungen, dass es nur noch verweslichen Gestank von sich geben kann. Und wenn auch zuweilen ein*

*Schein des Guten sichtbar wird, so bleibt doch das Gemüt mit Heuchelei und Trug umhüllt, und der Geist liegt innerlich in den Fesseln des Verderbens.“*

Mit Zitaten aus dem Epheserbrief des Apostels Paulus zeigt Calvin sogleich, wie er sich das Handeln Gottes zum Heil vorstellt: *„Gott aber, der reich ist an Erbarmen, hat uns in seiner grossen Liebe, die er uns entgegen brachte, mit Christus zusammen lebendig gemacht, obwohl wir tot waren in unseren Verfehlungen.“* Oder mit dem altchristlichen Taufspruch: *„Wach auf, die du schläfst, und steh auf von den Toten, dann wird Christus dir als Licht aufgehen!“* Wie der Samariter im Gleichnis, so kommt Gott auf uns Menschen zu, verbindet Wunden, reinigt, pflegt, päppelt auf und sorgt sich, bis wir bei Kräften sind. Dazu, dass das geschieht, kann der Mensch nun von sich aus nicht das Geringste beitragen – es ist pure Gnade, wenn Gott Einzelne aus der Masse der Verlorenen errettet.

Diesen Grundsatz entfaltet Calvin im Abschnitt über die Unfreiheit des Willens, ausgehend von dem Gedanken, dass die Erwählung eines Menschen zum Heil ihren Grund in nichts anderem hat, als in Gott. So wie die Schöpfung im Ganzen allein in Gottes Willen gründet, so ist es auch mit der Errettung der Menschen: Sie geschieht allein aus Gottes Gnadenhandeln. Nichts können Menschen von sich aus dazu tun. Denn die Sünde, die Entfremdung von Gott, hat den menschlichen Willen grundsätzlich unfähig gemacht, das Gute zu wollen.

Calvin wehrt sich mit dieser Lehre gegen das zeitgenössische Menschenbild der Humanisten, das in seinen Augen viel zu positiv war. Wenn Menschen im Prinzip zum Guten fähig wären, wie es zu jener Zeit Erasmus von Rotterdam lehrte, wie kann es dann sein, dass so viele der Güte Gottes gegenüber unempfindlich sind? Wie kann es sein, dass so viele keine Ehrfurcht vor Gott haben, sein Wort nicht hören wollen und gegen seine Weisungen verstossen? Diese Fragen beschäftigten schon Paulus. Aber Calvin spitzt sie zu, in dem er sie ins Positive wendet: Wie kann es sein, dass einige aus der Masse, die der Sünde verfallen ist, heraustreten und Gottes Willen annehmen und sich danach richten. Seine Antwort: Es hat Gott gefallen sie dazu auszuwählen, während es ihm ebenso gefallen hat, andere in ihrem halb toten Zustand zu belassen. Übertragen auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter würde das heissen: Die Räuber haben nicht wählen können, ob sie kriminell handeln wollen oder nicht. Da sie von Gott nicht zum Guten befähigt wurden, können sie nur Böses wirken. Ebenso sind dem Priester und dem Synagogendiener die Augen von Gott her verschlossen; er hat ihnen nicht die Fähigkeit zur Nächstenliebe und zum Mitleiden ins Herz gegeben. Deshalb können sie nur so handeln, wie beschrieben, nämlich unbeteiligt. Auch der Samariter handelt nicht aus freiem Willen gut. Denn auch er ist vom Geist Gottes geleitet dazu, dass er Not sieht und lindert. Der menschliche Wille, die menschlichen Kräfte spielen also eine völlig unwichtige Rolle. Immer wieder betont Calvin, dass es nicht in unserem Vermögen liege, sich für Gut oder Böse zu entscheiden. Sollte es uns gelingen irgendetwas zu tun, was Gottes Weisungen entspricht, so ist es nicht unser Verdienst, sondern Gottes, der unsere Herzen dazu empfänglich gemacht hat. Gerne stützt sich Calvin immer wieder auf Schriften von Augustin, so zitiert er ihn: *„Den Glauben selbst verlangt Gott von uns, und er wird nicht finden, was er sucht, wenn er nicht selber gibt, was er finden will.“*

Problematisch an Calvin finde ich in diesem Zusammenhang vor allem sein negatives Menschenbild. Wie auch für Augustin und Luther steht für ihn der Mensch *„derart unter dem Joch der Sünde, dass er von sich, aus seiner Natur heraus weder nach dem Guten trachten noch darum ringen kann.“* In ihm ist alles ausgelöscht, *„was zum seligen Leben der Seele gehört... Dazu gehören der Glaube, die Liebe zu Gott, die Nächstenliebe und das Trachten nach Gerechtigkeit ... auch die Gesundheit des Gemüts und die Aufrichtigkeit des Herzens.“*

*„Um der Idee Gottes die vollkommenste Würde zu geben, entrechtet und entwürdigt Calvin die Idee des Menschen“*, schrieb Stefan Zweig 1936 in einer literarischen Abrechnung mit dem Reformator. Neben der Übermacht der alles beherrschenden Sünde und der Jämmerlichkeit des menschlichen Willens ist kein Raum mehr, die Würde des Menschen als Ebenbild Gottes zu sehen. Je grösser Gott ist, desto nichtiger müssen Menschen und ihr Wirken sein.

Das versteht man nur, wenn man sich vor Augen hält, welche existentielle Grundfrage die Menschen zur Reformationszeit umtrieb. Es war die Frage: Wie kann ich mir meiner Geborgenheit in Gott, meiner Berufung durch Gott gewiss sein? Wenn Menschen auch nur das Geringste zu ihrem Heil beitragen könnten, dann müssten sie in der ständigen Ungewissheit leben, ob sie diesen Beitrag nun geleistet und ob Gott die Leistung auch wirklich angenommen hat. Demgegenüber werfen die Reformatoren ihr ganzes Sehnen auf Gott. In der Christusbotschaft sind Erwählung, Rechtfertigung und Heiligung wie in einem Spiegel zu erkennen. Die Glaubenden sollen ihren Blick auf Christus richten. Von dorther sind sie angenommen – rein aus Gnade.

Nun sind die existentiellen Grundfragen, die uns heute umtreiben, nicht einfach dieselben wie damals. Wir

fragen nicht mehr nach dem ewigen Seelenheil, sondern nach dem Sinn in diesem Leben. Welcher Sinn erschliesst sich uns aus allem Schönen und Abgründigen, das diese Welt zu bieten hat und von dem wir zwangsläufig ein Teil sind? Wegen dieser ganz unterschiedlichen Lebensfragen haben wir ein Übersetzungsproblem mit den Texten aus der Reformationszeit. Wir verstehen zwar die Worte, aber verstehen wir auch die Bedeutung?

Ich finde das eine sehr anspruchsvolle, ja vielleicht unlösbare Aufgabe. Seit der Reformation sind ja noch ganz andere Ideen vom Menschsein gedacht worden, die mich auch prägen. So haben Menschen der Aufklärung sich in einem gewaltigen Aufbruch aus der Unmündigkeit befreit, in der sie von Kirche und Obrigkeit gehalten wurden. In der Neuzeit verstehen Menschen sich als Individuen, die für sich selbst verantwortlich sind und ihr Leben vor sich selbst, vor dem eigenen Gewissen zu verantworten haben. Ebenso können sie auch zur Verantwortung gezogen werden. Dieses Selbstverständnis spitzt sich immer mehr zu, bis in unsere Gegenwart hinein. Der moderne Mensch entwirft sich selbst und entfaltet seine Persönlichkeit. Selbstgefällig inszeniert er sich, stets auf Wirkung nach aussen bedacht. Er fühlt sich als sein eigener Schöpfer und zugleich als sein eigenes Geschöpf. Die befreiende Erfahrung der Autonomie, die Menschen der Aufklärung gemacht haben, verkehrt sich nun in Allmachtsvorstellungen. Menschen setzen sich in ihrem Drang nach Selbstverwirklichung und Selbsterlösung an Gottes Stelle. Sie verlieren das, was Menschsein ausmacht: das Gefühl für die eigene Vergänglichkeit. Zu dieser verkehrten Entwicklung unseres Selbstverständnisses kann das Menschenbild eines Calvin eine heilsame Korrektur sein. Es stellt Fragen an uns. Brauchen wir nicht von Gott her die Befreiung von unserem Allmachtsanspruch? Können wir ohne die Menschwerdung Gottes wirklich Menschen werden? Führt uns die Selbstbestimmung nicht immer wieder nur in das nächste menschliche Versagen?

Reformierter Glaube geht von einer Befreiung vor der Befreiung aus. Bevor ich etwas tun kann, hat Gott etwas getan. Gott hat mich befreit, denn er hat mich zuerst geliebt (Christus nach Johannes). Weil Gott mich frei gemacht hat, kann ich menschliche Freiheit überhaupt erst wahrnehmen, ohne sie durch Selbstüberschätzung zu verspielen. Gott befreit zu einem liebevollen, auf den Mitmenschen bezogenen Leben aus der Fülle, die er gibt. Damit wären wir wieder bei der Überzeugung Calvins, die er so ausdrückt: *„Nicht der da pflanzt, ist etwas, auch nicht der da begiesst, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.“* Und doch kann ich nicht aufhören, an das Gute im Menschen zu glauben. Ich glaube, dass das Angebot der Gnade an alle Menschen ergeht. Ich glaube auch, dass wir aus Einsicht und Mitgefühl handeln können wie der Samariter im Gleichnis. Und ich glaube, dass wir die Fähigkeit haben, uns daran zu erinnern, wo wir herkommen und dann auch heimzukehren aus eigenem Antrieb, so wie im Gleichnis der verlorene Sohn aus Reue und Einsicht umkehrt und heimkehrt. Und dann glaube ich an die immer offenen Arme Gottes, für alle.

Sonntag, 8. März 2009  
Hanna Kandal-Stierstadt